

Aleida Assmann

Erinnern für die Zukunft und die Zukunft der Erinnerung

Erinnerungskultur macht Arbeit. Und sie kommt nicht ohne Nachdenken aus. Deshalb müssen wir uns immer wieder die Zeit nehmen, um gemeinsam über die Zukunft der Erinnerung nachzudenken.

Dabei stellen sich fünf grundsätzliche Fragen. Die erste liegt auf der Hand: **Was kommt nach dem Ende der Zeitzeug:innen?** In ihrem 2014 erschienenen Roman *Vielleicht Esther* stellt Katja Petrowskaja das Massaker der deutschen Wehrmacht 1941 an der jüdischen Bevölkerung in Babyn Jar in den Mittelpunkt. Es war das größte Massaker des Zweiten Weltkriegs in Europa. Der Ich-Erzähler:in wird nach dem Tod einer ihrer Tanten bewusst, dass sie an einem Abgrund des Vergessens steht: „Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen.“ Mit anderen Worten: Nach dem Ende der Zeitzeug:innen kommen die Historiker:innen.

An einem solchen Abgrund des Vergessens stehen auch wir, wenn wir über die Noch-Anwesenheit und Bald-Abwesenheit der Überlebenden des Holocaust nachdenken. In Petrowskajas Roman wächst für die Ich-Erzähler:in daraus der starke Impuls, die noch auffindbaren Spuren und letzten Zeugnisse einzusammeln. Die nächste Generation steht vor neuen Problemen. Nach 80 bis 100 Jahren verändert sich das kommunikative Gedächtnis auf eine irreversible Weise. Die Ereignisse des Holocaust gehen von der erlebten Erinnerung in abstrakte Geschichte über. Antworten auf unsere Fragen werden wir in Kürze nur noch in Büchern, Filmen, Quellen und Archiven finden.

Verschiedene Überlebende des Holocaust sind auch in dem wunderbaren Projekt *In Echt?* präsent. Einige von ihnen sind im Laufe ihres Lebens zu professionellen Zeitzeug:innen geworden. Ich möchte hier etwa an die Stimme von Margot Friedländer erinnern, die ihren Zuhörer:innen und vor allem den jungen Menschen immer wieder eines mit auf den Weg gegeben hat: „Ich sage, seid Menschen. Wir sind alle gleich.“ Zeitzeug:innen haben besonders in drei Bereichen eine ganz wichtige Rolle gespielt: in Schulen und in der Bildungsarbeit, in Gedenkstätten und bei Gedenkveranstaltungen. Diese Präsenz der authentischen Stimmen wird in sehr absehbarer Zeit fehlen, und mit ihnen verschwindet unwiederbringlich das Moment der verkörperten Erfahrung und Emotionen.

Dieses Ende der Zeitzeug:innen trifft uns nicht unvorbereitet und vor allem nicht unerwartet. Darauf hat man sich schon lange vorbereitet und dafür auch immer wieder neue Techniken entwickelt. Die französische Historikerin Annette Wieviorka sprach von den 1990er Jahren als dem „Jahrzehnt des Zeitzeugen“. Das wirft die Frage auf: Warum kam dieses Jahrzehnt erst 40-50 Jahre nach Kriegsende?

Die Situation änderte sich in den 1980er und 1990er Jahren: Die Kinder der Zeitzeug:innen waren nun erwachsen und sie selbst, die Überlebenden, wurden Großeltern. Damit traten sie ein Stück weit aus ihrem aktiven Berufsleben heraus, hatten Zeit, zurückzublicken, und verspürten den Druck, ihre Geschichte für weitere Generationen festzuhalten. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die öffentlichen Medien. Die US-amerikanische Miniserie *Holocaust* lief 1978 in den USA und ein Jahr später auch in Deutschland im Fernsehen. Während der Fernsehbericht vom Eichmann-Prozess 1961 jüdische Familien überall auf der Welt erschütterte, war es 18 Jahre später die Serie *Holocaust*, die auch in nicht-jüdischen Familien so etwas wie ein emotionales Erdbeben auslöste und die nachwachsende Generation tief geprägt hat.

Zunächst entstand Mitte der 1980er an der Yale University das Fortunoff Archive for Holocaust Testimonies, das von meinem akademischen Lehrer Geoffrey Hartman betreut wurde. Er, der aus Frankfurt über einen Kindertransport nach England entkam, sowie seine Frau Renée Hartman, die mit ihrer Schwester als Kind im KZ Bergen-Belsen befreit wurde, gehören zu den ersten Zeug:innen dieses Archivs. Steven Spielberg hat in den 1990er Jahren sein eigenes Archiv gegründet, das inzwischen über einen Bestand von ca. 50.000 Video-Zeugnissen verfügt. Es ist bis heute nicht ganz klar, wie dieser große Bestand auch aktiv genutzt und erhalten werden kann. Diese Archive sind derzeit noch mit ihrer Langzeitkonservierung befasst, weil die VHS-Kassetten auf digitale Datenträger umgespeichert werden müssen.

In Steven Spielbergs *Shoah Foundation* an der University of Southern California setzt man inzwischen auf eine andere Technik. Dort wird seit 2012 an einem neuen Speicherformat gearbeitet. Das Projekt mit dem Namen *Dimensions in Testimony* sieht nicht nur ein einfaches Abspielen des Datenträgers vor, sondern soll auch eine dauerhafte Interaktion mit ausgewählten Zeitzeug:innen ermöglichen. Holocaust-Überlebende, die sich auf dieses Experiment einlassen, werden eine Woche lang gefilmt und interviewt. Das ist eine ungeheure Anstrengung für die hochbetagten Menschen, die sich aber mit großer Willensstärke engagieren. Alle Daten werden dabei in einen großen Informationsspeicher eingegeben, der mithilfe von KI über Algorithmen sortiert und gesteuert wird, um die richtigen Antworten auf die gestellten Fragen zu finden.

Mit dieser Simulation soll eine technisch gestützte Begegnung mit einzelnen Zeitzeug:innen auch in einer unbegrenzten Zukunft möglich bleiben. Sie erscheinen als bewegte und sprechende Bilder in Klassenzimmern auf einem Bildschirm, um auf die Fragen von Schüler:innen zu antworten.

Kommen wir zur nächsten Frage: **Woher kommt das Unbehagen im Umgang mit der Erinnerungskultur?** Wenn wir über die Zukunft der Erinnerungskultur sprechen, müssen wir auch über die Kritik an gegenwärtigen erinnerungskulturellen Entwicklungen sprechen. Diese Kritik kommt von verschiedenen Seiten. Da sind zum einen die Historiker:innen, die mit Erinnerungskultur grundsätzlich nichts anfangen können. Als Annette Wieviorka vom „Jahrzehnt der Zeitzeugen“ sprach, meinte sie das keineswegs nur positiv. Als jüdische Historikerin sah sie in der Figur des Zeugen und der Zeugin auch eine Konkurrenz für die Arbeit von Historiker:innen. Durch ihre verkörperte Erfahrung und authentische Stimme können sie laut Wieviorka eine problematische Autorität beanspruchen, die die fachliche Arbeit der Historiker:innen leicht in den Schatten stellt. Mit der Zeugenschaft haben sich auch Begriffe wie „Erinnerung“ und „Identität“ in der Gesellschaft verbreitet, die meist in der historischen Forschung keinen Raum haben. Deshalb ziehen manche Historiker:innen hier eine klare Grenze. Sie spielen die Erinnerung herunter, denn, so der stets wiederholte Einwand, erinnern könne man sich doch nur an selbst Erlebtes. Dem Paradigma Zeugenschaft und der Erinnerungsforschung stellen sie das Paradigma des Lernens und des reflexiven Geschichtsbewusstseins gegenüber. Eine Zusammenarbeit schließen sie damit kategorisch aus.

Viele, die an Gedenkstätten arbeiten, halten Abstand von Erinnerungsaktivitäten von unten, aber auch von der Bevormundung durch staatlich verordnetes Erinnern von oben. Dazu gehören die jährlichen Gedenkveranstaltungen im Bundestag um den 27. Januar herum. Je weiter wir uns zeitlich von der Befreiung des KZ Auschwitz entfernen, desto jünger werden die Zeug:innen dieser Geschichte. 2023 trat in der Gedenkstunde im Deutschen Bundestag Rozette Kats auf, die als dreijähriges Mädchen unter geändertem Namen in einer niederländischen Familie aufwuchs. Inzwischen kommen im Bundestag auch Vertreter:innen der nächsten Generation zu Wort – zum Beispiel Marina Weisband 2021. Dennoch fühlen sich viele in Deutschland lebende Jüdinnen:Juden in den offiziellen Formen des Gedenkens nicht mehr repräsentiert.

Einer von ihnen ist Max Czollek. Er kritisiert ein Bild des Judentums, das ausschließlich auf Holocaust-Überlebende ausgerichtet ist. Viele kritische Jüdinnen:Juden in Deutschland nehmen Anstoß an Gedenkzeremonien, die das Bild der Juden auf tote Juden und ihren Opferstatus reduzieren. Sie sehen sich dabei als Statist:innen eines „Gedäch-

nisttheaters“ (Michal Bodemann), das die Vielstimmigkeit der lebenden Jüdinnen:Juden in Deutschland missachtet und für ihre aktuellen Befindlichkeiten und Bedürfnisse keinen Platz hat. Sie halten nichts von der Erinnerung als einem Mittel der Versöhnung und wehren sich gegen die Illusion einer Wiedergutwerdung der Deutschen.

Aber auch unter nichtjüdischen deutschen Bürger:innen gibt es Kritik. Das Standardargument gegen die deutsche Erinnerungskultur ist ihre Ritualisierung. Wiederholung und Ritualisierung sind wichtige Stützen der Erinnerung, die in der Routine des Alltags oft entleert werden. Tatsächlich gibt es mit Blick auf die staatliche Ebene aber auch erstaunliche Variationen im Gedenkprogramm zum 27. Januar. 2023 wurde bei der Feier im Bundestag ausdrücklich dem Wunsch von Roman Herzog entsprochen, das Gedenken auf alle Opfergruppen der nationalsozialistischen Verfolgung und Gewalt auszudehnen. Der Fokus lag auf den Menschen, die aufgrund ihrer Homosexualität verfolgt wurden – und auch nach 1945 noch lange staatlicher Repression ausgesetzt waren: Der diskriminierende §175 wurde erst 1994 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen. In der offiziellen Erinnerungskultur haben die mit dem schwarzen Winkel gekennzeichneten sogenannten ‚Asozialen‘ als stigmatisierte Gruppe ohne gesellschaftliche Lobby noch immer keinen festen Platz.

Für den Holocaust gibt es zwei zentrale Gedenktermine in Deutschland: einen staatlichen, den 27. Januar, und einen dezentralen, den 9. November. Im ersten Fall liegt die Verantwortung in den Händen der Regierung, im zweiten in den Händen der Bewohner:innen der Städte. Sie tun sich zusammen und prägen unabhängig von politischen Vorgaben die Erinnerung ihrer Stadt. Die deutsche Erinnerungskultur besteht deshalb ganz wesentlich aus diesen zwei Strängen, die sich gegenseitig ergänzen – einer Erinnerungskultur von oben und einer von unten. Die Praxis des Erinnerens lässt sich also nicht an staatliche Organe delegieren. Es braucht Bürger:innen, die das zu ihrer eigenen Sache machen. Es ist ein Merkmal der deutschen Erinnerungskultur, dass sie eben nicht nur in den Händen von Politiker:innen und gut ausgebildeten Spezialist:innen liegt, die in der Stadtverwaltung oder an Gedenkstätten arbeiten, sondern auch ganz wesentlich von ehrenamtlichen lokalen Initiativen und Kunstprojekten getragen wird.

Ein weiterer Grund für ein Unbehagen im Umgang mit der deutschen Erinnerungskultur ist die Fixierung auf die Opfer und das Verschwinden der Täter:innen. Man befürchtet, dass dadurch allmählich die Verantwortung der Deutschen für die Verbrechen im Privaten versickert. Auf diese Tendenz fokussiert das Buch von Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall aus dem Jahr 2002 mit dem Titel *Opa war kein Nazi*. Der Titel dieses Buches war ein Renner, ist inzwischen aber schon über 20 Jahre alt. Denn seit mehr als zehn Jahren gibt

es einen Trend, der in eine andere Richtung geht. Man kann ihn mit dem Satz überschreiben: *Opa war ein Nazi, und Oma auch*. Mit dieser Geschichte ihrer Großeltern und Eltern setzen sich die zweite und die dritte Nachkriegsgeneration zunehmend auseinander. Während die Elterngeneration sich diesen Fragen entzogen hat, gehen heute viele Enkel:innen der Geschichte ihrer Großeltern nach, indem sie sich um die materiellen Hinterlassenschaften des Familienarchivs kümmern.

Für die nachwachsenden Generationen ist auch das Internet ein niederschwelliges Erinnerungsmedium mit großem Diskussionspotential geworden. Einen interessanten Anstoß in diese Richtung gab der 2021 ins Leben gerufene Hashtag *#meinNazihintergrund*. Die Initiator:innen waren Moshtari Hilal und Sinthujan Varatharajah, Künstler:innen, die in der dritten und vierten Generation eine Serie von Reflexionen auslösten. Dabei kritisierten sie insbesondere die mangelnde kritische Auseinandersetzung von Nachkommen der Nazis mit ihrem materiellen NS-Erbe, also vererbtem Reichtum, der seinen Ursprung etwa in „Arisierung“ und NS-Zwangsarbeit hat.

Wichtig ist die Einsicht, dass in diesem Fall das Wort „Hintergrund“ die Seiten wechselt. Ausnahmsweise ist es hier einmal nicht etwas, was nur migrantischen Gruppen zugeschrieben und zugeschoben wird, sondern die Mehrheitsgesellschaft etwas angeht. Daran schließt sich meine dritte Frage an: **Wem gehört die Geschichte?** Der Holocaust ist, wie es Raul Hilberg einmal ausgedrückt hat, in Deutschland Familiengeschichte. Können unter solchen Voraussetzungen Einwanderer:Einwanderinnen überhaupt in diese Schuldgeschichte einsteigen?

Das konnte sich Harald Welzer zum Beispiel nicht vorstellen, der betonte, dass für Schüler:innen mit Migrationshintergrund Nationalsozialismus und Judenvernichtung schon von ihrer familiären oder nationalen Herkunft her überhaupt keine Rolle spielen könnten. Als deutsch gilt, so Welzer, wer seine Zugehörigkeit zur Nation durch eine Abkehr von der Nazivergangenheit definiert. Ein deutscher Bürger türkischer Herkunft hätte es da schwer, eine volle Mitgliedschaft zu einem solchen Kollektiv zu erwerben.

Ein Gegenbeispiel: Der Autor und Pädagoge Burak Yılmaz sieht das ganz anders. Er ist in Duisburg-Obermarxloh in einem türkisch geprägten Milieu aufgewachsen und hat in Deutschland sehr viel Diskriminierung erfahren. Er selbst erlebte, dass bei Schulreisen, zum Beispiel nach Auschwitz, muslimische Schüler:innen vielfach ausgeschlossen wurden, weil man befürchtete, dass sie sich dort vielleicht nicht vorschriftsgemäß benehmen würden. Das hat Yılmaz schockiert und dazu motiviert, selbst Reisen für muslimische Schüler:innen nach Auschwitz zu orga-

nisieren. In seinem Buch *Ehrensache: Kämpfen gegen Judenhass* hat er sein Leben und seine Arbeit eindringlich beschrieben.

Mit vielen Einwanderungswellen ist die deutsche Nation vielstimmiger geworden. Das gemeinsame „Wir“ hat sich dadurch in den letzten Jahren deutlich verändert. Was bedeutet das für die deutsche Erinnerungskultur? Wird der Holocaust als Anker der deutschen Erinnerung eine innerdeutsche Angelegenheit bleiben? Wie werden die Hinzugekommenen damit umgehen? Können Migrant:innen in die Erinnerung an eine nationale Schuldgeschichte, mit der sie nichts zu tun haben, überhaupt einsteigen? Welche Erinnerungen bringen Migrant:innen mit – und welche Rolle spielen die Erfahrungen, die sie in ihrem Herkunftsland gemacht haben? Wie gehen sie mit ihrem neuen historischen Umfeld um und finden ihre Erinnerungen auch einen Platz in der Aufnahmegesellschaft?

All diese Fragen sind gegenwärtig von großer Aktualität und werden unter dem Stichwort „Erneuerung der deutschen Erinnerungskultur“ von Politik und Medien gerade intensiv diskutiert. Max Mannheimer hatte auf die Frage, ob die Erinnerung an den Holocaust auch Kinder aus eingewanderten Familien etwas angehe, eine ganz einfache Antwort. Was er ihnen mitgab, gilt heute für alle divers zusammengesetzten Schulklassen, und zwar sowohl für die Einheimischen als auch für die Eingewanderten. Er sagte: „Ihr seid nicht schuldig für das, was in der Geschichte geschehen ist, aber ihr tragt eine Verantwortung dafür, dass es sich in diesem Land nicht wiederholt.“

Ich komme zu meiner vierten Frage: **Wie hängen Demokratie und Erinnerungskultur zusammen?** Menschen und Parteien vom rechten Rand des politischen Spektrums gehen davon aus, dass eine nationale Erinnerung die Aufgabe hat, den Stolz der Bürger:innen und ihr Land zu stärken. Im deutschen Sonderfall einer negativen Erinnerung sehen sie einen ‚Angriff auf die Ehre der Nation‘. Deshalb bekämpfen sie ‚Schuld kult‘ und ‚Sündenstolz‘ und sprechen von einem ‚Denkmal der Schande‘ in der Mitte Berlins. Auch in anderen Ländern Europas wie Italien oder Spanien erleben wir eine gefährliche Renationalisierung, mit der der Faschismus wieder salonfähig wird.

Dabei gehen Nationalstolz und Fremdenhass eine ganze enge Verbindung ein auf Kosten von Werten wie Diversität, Empathie, Solidarität. Der Frontalangriff der Rechtsradikalen auf die Demokratie zeigt sich auch deutlich in der Pervertierung und Unterwanderung der Erinnerungskultur. Da sich die selbstkritische Erinnerung in Deutschland als ein Mittel zur Stärkung der Demokratie erwiesen hat, ist sie den politisch Rechten ein Dorn im Auge.

An vielen Orten Europas kommen heute wieder Politiker:innen an die Macht, die in diesem Sinne die faschistische Vergangenheit explizit gutheißen und offen für Diskriminierung und den Ausschluss von Minderheiten eintreten. Ihre Zauberworte, mit denen sie bei Wahlen Massen mobilisieren, lauten Ehre, Ordnung, Stolz oder Größe. Begriffe wie Verantwortung, Solidarität oder historische Wahrheit sucht man bei ihnen vergeblich.

Wie Verfassungspatriotismus und Erinnerungskultur zusammengehen können, zeigt Heribert Prantl in seiner Deutung des ersten Satzes im Grundgesetz. Dessen voller Gehalt erschließt sich für den Juristen und Publizisten nämlich erst aus der Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus: „Der Weg Deutschlands zum Grundgesetz führt durch Abgründe. Am Wegrand stehen Zwangsarbeiter und Herrenmenschen. Es beginnt mit der Reaktion auf Gräuel und Verbrechen. Es beginnt mit der großen, ewigen Mahnung in Artikel 1: ‚Die Würde des Menschen ist unantastbar.‘“

Hier wird besonders deutlich, was Erinnern mit Zukunft zu tun hat. Seine volle Bedeutung entfaltet nämlich dieser erste Artikel, der gerade nach 75 Jahren im Jubiläumsjahr des Grundgesetzes wieder in Erinnerung gerufen wurde, mit seinem ganzen historischen Gewicht. Das heißt, er entfaltet sie erst, wenn man sich an die Geschichten erinnert, die er endgültig abschließen soll – die Geschichten der Opfer von Antisemitismus und Rassismus. Erinnern für die Zukunft heißt in diesem Sinne: „Nie wieder!“, und das bedeutet: persönlich aufmerksam zu sein für neues Unrecht – indem das historische Unrecht und Leid den Blick schärfen für aktuelle Verstöße gegen Grundrechte und Diskriminierung, die sich unter veränderten historischen Bedingungen wiederherstellen.

Und damit sind wir nun bei der letzten Frage: **Was hält die Erinnerung lebendig?** Was hat die Geschichte des Holocaust noch mit uns zu tun? Eine Geschichte, für die es eben nur noch Quellen gibt? Geschichte sinkt nicht nur chronologisch in eine immer tiefere Vergangenheit ab, sondern kann als erinnerte Geschichte durch unsere Beschäftigung mit ihr auch Teil eines gemeinsamen Wissens und Gedächtnishorizontes werden – und damit eben auch Teil der Gegenwart bleiben. Die Antwort auf die Frage „Was hält die Erinnerung lebendig?“ ist eigentlich ganz einfach: Aufmerksamkeit und Interesse, Empathie und Engagement. Das allerdings setzt Lernen und Wissen, also historische Bildung, voraus. Und genau deshalb sollten historische Forschung und Bildung nicht im Gegensatz stehen zum Erinnern, sondern eine Voraussetzung bilden für das Erinnern. Sich an diese historischen Ereignisse zu erinnern, heißt, sie als Teil der eigenen Identität, Geschichte und Erfahrung anzunehmen. Und das führt uns zurück zum Begriff der Zeugenschaft.

Elie Wiesel, der Auschwitz und Buchenwald überlebte, sagte einmal: „Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, kann selber Zeuge werden.“ Diesen Satz haben ein paar junge Menschen wörtlich genommen und den Verein ZWEITZEUGEN e. V. gegründet. In ihrem Projekt verlagern sie die Zeitzeugenschaft der Holocaust-Überlebenden, die nicht mehr selbst aktiv unterwegs sein können, durch ein Botensystem. Die Zweitzeugen nehmen Kontakt mit den Überlebenden auf, besuchen sie in Israel und kehren mit ihren Geschichten an deutsche Schulen zurück. Sie erzählen sie den Jugendlichen, die daraufhin Briefe an die Überlebenden schreiben und Bilder für sie malen. Im Weitererzählen dieser Geschichten entsteht auf diese Weise ein lebendiger Kontakt, eine Begegnung und ein unvergessliches Bild von der Person, mit deren Geschichte man sich beschäftigt.

Es gibt viele weitere Möglichkeiten, die Rolle als Zweitzeug:in anzunehmen. Digitale Formate eröffnen hierfür immer neue Möglichkeiten. Ein Beispiel ist die 1992 geborene Susanne Siegert, die in Leipzig wohnt und über die Kanäle TikTok, Instagram und einen Podcast unter dem Namen *keine.erinnerungskultur* ihre eigene Form der Erinnerung aufgebaut hat. Die jüdische Historikerin Marianne Awerbuch hat sich in Berlin um 2000 an der Debatte über das Holocaust-Mahnmal beteiligt. Ihr Votum lautete: „Das ganze Land ist ein Mahnmal!“ Das hat Susanne Siegert auch erfahren, denn nur 15 Kilometer von ihrer Schule entfernt und im Wald verborgen befindet sich das größte Außenlager des KZ Dachau. Als sie davon erfuhr, begann sie zusammen mit einer Geschichtsstudentin Führungen auf dem Areal des ehemaligen KZ zu organisieren und die Umstände und Lebensgeschichten der Zwangsarbeiter:innen auf Social Media zu erzählen.

Nach dem Ende der Zeitzeug:innen kommen also nicht nur, wie Katja Petrowskaja dachte, die Historiker:innen. Das Konzept der Zeugenschaft hat sich mehrfach gewandelt und ist inzwischen erweitert worden durch die Überlebenden selbst. Wer zeugt für die Zeug:innen? Nach Elie Wiesel kann jeder, der einem Zeugen zuhört, selbst zum Zeugen werden. Noch viel eindringlicher hat Margot Friedländer dieses Vermächtnis der Holocaust-Überlebenden ausgesprochen. Sie gab den jungen Menschen um sich herum einen klaren Auftrag mit: „Ihr sollt die Zeugen werden, die wir bald nicht mehr sein können!“

Literatur

- Czollek, Max (2020): *Gegenwartsbewältigung*. München: Hanser Verlag.
- Petrowskaja, Katja (2015): *Vielleicht Esther*. Berlin: Suhrkamp.
- Prantl, Heribert (2019): *Der Weg zum Grundgesetz führt durch die Hölle*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 07.01.2019.
- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline (2002): *Opa war kein Nazi*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Wieviorka, Annette (2013): *L'ère du témoin*. Paris: Pluriel.
- Yılmaz, Burak (2023): *Ehrensache. Kämpfen gegen Judenhass*. Berlin: Suhrkamp.

Aleida Assmann, Prof. Dr. phil., Anglistin, Ägyptologin, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Studium in Heidelberg und Tübingen. 1993–2014 Professorin für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Zahlreiche Gastprofessuren im In- und Ausland. Diverse Publikationen zu den Forschungsschwerpunkten Kulturgeschichte der Medien, Trauma, Gedächtnisforschung. Balzan Preis 2017 für ihre Forschungen zum Kulturellen Gedächtnis, 2018 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, beide zusammen mit Jan Assmann.